



I.

Der Grosse Kurfürst und Holland.

Über fürstliche Vermählungen spricht der Historiker zuweilen wie von folgenreichen Kulturereignissen.

Um ein Beispiel dafür zu nennen, braucht man nicht bis auf die Zeit Kaiser Otto's II. und seiner byzantinischen Gemahlin zurückzugreifen. Haben doch auch im 17. Jahrhundert holländische Künstler, Ingenieure, Handwerker und Seeleute jenen unbequemen Weg nach dem märkisch-preussischen Osten häufig eingeschlagen, den vor ihnen eine neunzehnjährige Oranierin betrat. Die Früchte der Fähigkeit und des Fleisses dieser Leute erkennen wir noch heute an zahlreichen besuchten Stätten unseres Landes. Vieles, was sie geschaffen, kann man sich gar nicht anders vorstellen. Und doch lagen die heimischen Verhältnisse in der Jugend Friedrich Wilhelms des Grossen so, dass das Zünglein der politischen Wage, auf der auch Ehebündnisse gewogen werden, leicht nach Norden, Süden oder Osten hätte weisen können.

Mit einer katholischen Prinzessin österreichischer oder polnischer Herkunft hatte es aber bei der Sinnesart des jungen Monarchen keine Gefahr. Dagegen erlebte der zunächst ganz auf sich gestellte Fürst eine Zeit, da ihm die Regierung seines

völlig zerrütteten Landes, nach seinen eigenen Worten, wie eine fast unerträgliche Last erschien und ihm auf der andern Seite durch die Hand der Königin Christine von Schweden ein stolzes Ziel winkte: ein grosses protestantisches Nordreich rings um das baltische Meer. Hier wie dort hatte dieses Project seine ernstesten Fürsprecher, und die schwedische Regierung betrachtete es sogar als eine Art Vermächtniss Gustav Adolf's, der einst auf den Kurprinzen und Neffen bestimmte Hoffnungen gesetzt hatte. Nur mit dem Herzen war Niemand mehr dabei.

Um so leichter konnte sich Friedrich Wilhelm von dieser ausschweifenden Idee losreissen. Die Schweden besaßen seine Sympathie nicht. Er sah in ihnen selbstsüchtige, rücksichtslose Eroberer, die er für die unsäglich traurigen wirthschaftlichen und sittlichen Zustände Brandenburgs hauptsächlich verantwortlich machen musste. Um so höher schlug sein Herz für die Eindrücke, die er eine Zeit lang auf dem Boden der Niederlande gesammelt hatte . . . Freilich, es wäre so Manches anders gekommen, wenn Gustav Adolf, dieser Hort des Protestantismus, länger gelebt hätte. Dann wäre der Schwedenkönig ihm möglicherweise das geworden, was ihm Friedrich Heinrich von Oranien thatsächlich wurde; und die letzte Parole des Grossen Kurfürsten hätte dann vielleicht nicht „Amsterdam“, sondern „Stockholm“ gelautet. Aber wir haben keinen Grund über den faktischen Verlauf der Dinge ungehalten zu sein.

Denn nur so ist sein Genie seinem Lande und auch der deutschen Sache erhalten geblieben. Nur so hat er sich bei uns den Beinamen des „Grossen“ verdienen können, denn bewundernswerth erscheint uns nicht der Umfang seiner kriegerischen Erfolge, sondern dass er in einer ehrvergessenen Zeit das deutsche Gewissen spontan und prächtig verkörperte. Ebenso wenig wie man etwa den Eiffelthurm mit Dürers Apokalypse vergleichen kann, wird man die Grösse Friedrich Wilhelms mit dem Maassstab jener Eroberer, unter deren Tritten die Welt erzitterte, messen wollen. Diesen merkwürdigen Begriff von Grösse finden wir damals nur noch in Holland bei den Oraniern. Der Hauch, der von einer dieser Persönlichkeiten ausging, hat seinen Genius vielleicht schon damals geweckt, als der junge Hohenzoller zu Leyden am Rhein studirte, wo Rembrandt geboren wurde und wo einst jener Lukas van Leyden malte, der uns so sehr an unsern Dürer erinnert.

Es war eine unvergessliche Studienzeit! Der Kurprinz hatte sie aber nicht ausschliesslich in Leyden verbracht, wo sich sein Name merkwürdigerweise nicht im Album Studiosorum*) eingeschrieben findet, sondern zum Theil auch im Haag, in Arnhem, im holländischen Kriegslager und zu Rhenen, wo seine Tante mütterlicherseits, die Wittwe des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz, „die Königin von Böhmen“ mit ihren künstlerisch begabten Kindern, Söhnen**) und Töchtern, bescheiden residirte. Noch im Jahre 1634, als die Frage der weiteren Ausbildung des Kurprinzen endlich gelöst werden musste, herrschte am Hofe Georg Wilhelms eine schwedenfreundliche und antikaiserliche Stimmung, und Graf Adam von Schwarzenberg selbst war es, der damals den Aufenthalt des jungen Thronfolgers in der niederländischen Republik, die dem Hause Habsburg noch immer feindlich gesinnt war, befürwortete***). Lebhaftere Unterstützung fand diese Idee naturgemäss bei der Kurfürstin-Mutter Elisabeth Charlotte, die den geliebten einzigen Sohn vollkommen sicher in der Nähe ihrer pfälzischen Verwandten wusste. Dass Alles sollten diejenigen nicht vergessen, die sich bei allen, auch den wohlgemeinten Handlungen Schwarzenbergs des schwarzen Verdachts gegen diesen mächtigen Minister Georg Wilhelms nicht enthalten können.

Allerdings war er es, durch den schon im darauffolgenden Jahre, im Prager Frieden, ein vollständiger politischer Umschwung eintrat; und im Jahre 1636 überraschte er seinen kurfürstlichen Herrn sogar mit dem Titel eines kaiserlichen Generalissimus.†) Dass unter solchen Verhältnissen ein längeres Verweilen des Prinzen bei den Feinden des Kaisers nicht opportun erschien, ist begreiflich. In zweiter Linie fürchtete Georg Wilhelm eine Herzensneigung seines lebhaft fühlenden Sohnes. Ob dieser sich wirklich für die zweite Tochter der böhmischen Königin, Prinzessin Louise Hollandine, damals ernstlich interessirt hat, wie die Geschichtenträger und die Poeten meinen? Seine hartnäckige und fortgesetzte Weigerung, die Republik zu verlassen, erklärt sich schon hinlänglich aus der damaligen Gemüthsverfassung des Kurerben.

*) Alb. Stud. Academiae Lugd. Batavae 1575—1875. Hagae Comitum 1875.

**) Es soll hierbei erinnert werden, dass Ruprecht von der Pfalz als Erfinder der geschabten Manier des Kupferstiches, der sog. Schwarzkunst, gilt.

***) v. Raumer, Friedrich Wilhelms d. Gr. Jugendjahre. Berlin 1854.

†) J. G. Droysen, Gesch. der Preuss. Politik. II. Leipzig 1859.

Unter grossen pekuniären Opfern war der dortige kostspielige Studienaufenthalt ermöglicht worden. Er schrieb einmal nach Hause, er werde gewiss Alles „mit fleissigem Studiren und Wohlverhalten“ wieder einbringen. Und nun sollte er an der Erfüllung dessen gehindert werden? Hatte sich denn irgend eine der Hoffnungen, die seine Eltern an diese Reise geknüpft, im Jahre 1636 schon realisirt? Erschien denn jetzt der angefochtene Besitz der klevischen Lande etwa gesicherter als vorher? Er sollte ferner, unter Leitung seines einsichtigen Erziehers Joh. Friedrich von Leuchtmar, neue Menschen, wichtige Einrichtungen, grossartige Verhältnisse kennen und verstehen lernen. Wie sehr musste es ihm dieser merkwürdige reiche Seestaat, diese von Kriegeruhm, Handel und Weltverkehr dröhnende Schau-bühne der Oranier anthun und sein empfängliches junges Gemüth in Banden schlagen! Einer Reihe holländischer Staatsmänner, Feldherrn und Admirale hatte er zweifellos die Hand gedrückt. Und was er bisher nur aus Büchern, durch Cäsar und Horaz, von menschlichem Heldenthum erfahren — hier sah er es in der Wirklichkeit, Aug' in Aug'.

Und nun sollte er vorzeitig, plötzlich, zurückkehren, mitten in die alte Misere seiner Heimath? Nun sollte er seine neugewonnenen Freunde verleugnen, um eine ihm in der Tiefe seines Herzens verhasste Politik zu billigen? Nicht umsonst hatte man ihm Schwarzenberg und dessen geheimen Pläne arg verdächtigt. Erst im Jahre 1638, nachdem er vier bedeutungsvolle Jahre in den Niederlanden verbracht, entschloss er sich zur Rückkehr in das Land seines ihm so unähnlichen Vaters, dem er in kurzer Zeit auf dem Throne folgte.



Holland glich damals noch nicht einem Rentner, der seine einst mühsam erarbeiteten Schätze behaglich verzehrt. Von müssigen Gaffern ist dort der künftige Organisator des brandenburgisch-preussischen Staates sicherlich nicht allzusehr belästigt worden, wie später der Zar-Zimmermann. Doch erhielt er von der Verwöhntheit der Reichen schon manchen deutlichen Beweis. Um in diesem Lande standesgemäss auftreten zu können, musste er z. B. eine Kutsche besitzen, die zum

Mindesten mit rothen Sammetbezügen und rothen Damastvorhängen ausgestattet war. Dazu reichte aber sein Geld nicht aus. Und so schilderte er denn seinem kurfürstlichen Vater seine Noth in dieser Sache:*) „Ich bitte aber Ew. Gnaden unterthänig, Dieselbe wollen nicht zürnen, dass die Gutsche so viel kostet, dann dieselben können gewisslich in diesen Landen vor fürstliche Personen nicht schlechter gemacht werden. Zu deme sind auch neulich auf dem Pferdes Markt die Pferde so theuer gewesen, dass ich vorerst nicht mehr denn 4 hab kaufen dürfen; denn ich hab vor jedes Pferd 140 Reichsthaler geben müssen, und selbst gesehen, dass andere, Kaufleute und vom Adel, auch dergleichen Pferde, und noch viel theurer gekauft haben . . .“

Trotz solcher allerwärts beginnenden Ueppigkeit der Vornehmen befand sich das Land damals noch in wachsender rüstiger Thätigkeit. Noch rang die niederländische Armee unter oranisch-nassauischen Führern, deren Blut, wie ein älterer Autor bemerkt, für die Republik in Strömen floss, gegen die spanische Truppenmacht. Auf beiden Seiten wurde der Angriffs- und Belagerungskrieg mit ungewöhnlichem Aufwand militärischer Tüchtigkeit betrieben. Aufmerksamem Zeuge dessen war, wie seine Briefe beweisen, der junge brandenburgische Fürstensohn.

Zu jener Zeit lebte in der Umgebung Friedrich Heinrichs auch Turenne, der spätere berühmte Gegner des grossen Kurfürsten, die beide also aus derselben Kriegsschule hervorgingen. Die Sympathien für französisches Wesen, die der Sohn der Louise von Coligny nicht verleugnete, prägten sich im Haag besonders in der Art der Hofhaltung aus, die in ihrer Prachtentfaltung durchaus von dem früheren Generalstatthalterthum abstach. Aber auch dies grub sich in die Seele des Hohenzollers, den nur die mit der Frivolität verbundene Prunklust einer *media nocte* genannten Gesellschaft abstiess. Es ist später ein unzweideutiger Charakterzug Friedrich Wilhelms gewesen, bei passenden Gelegenheiten zu repräsentiren; er liebte einen möglichst glänzenden Hofstaat und pflegte gern Alles, was zur Erhöhung des fürstlichen Nimbus dienen konnte. Dazu gehörten vor allem die Künste und Wissenschaften.

Schwerlich hätte er Muster hierfür bei Friedrich Heinrichs

*) Brief vom 20./30. Sept. 1634 bei v. Raumer a. a. O.

Vorgängern gefunden. Weder Wilhelm I. noch Moritz v. Oranien († 1625), dieser gewaltigste Stratege seiner Zeit, dürfen als Kunstmäcene gelten. Für Ersteren kommt hier natürlich nur sein späterer Lebensabschnitt, der das historische Bild des Taciturnus geschaffen, in Betracht. Beide fürstliche Männer residirten noch nicht in Palästen, sondern gewöhnlich in schlichten Prinzenhöfen, die aus halbverfallenen Klöstern nothdürftig entstanden. In ihrer Umgebung traf man wohl scharfsinnige Festungsingenieure und Mathematiker wie Adrian Anthoniszon und Simon Stevin, aber nur selten wirkliche Künstler.

Freilich waren damals noch die holländischen Architekten, wie Lieven de Key und Hendrik de Keyzer, streng genommen nur simple Steinhauer*). Und erst ihre jüngeren Fachgenossen gewannen allmählig eine glänzendere soziale Stellung. Nicht etwa durch Steigerung ihres rein künstlerischen Vermögens, vielmehr dadurch, dass sie eine Art Kompromiss mit der hochangesehenen Wissenschaft schlossen. Sie verzichteten auf die banausische Ausübung der Steinhauerei, desgleichen auf die landesübliche, auch koloristisch wirksame Bauweise und führten statt dessen die vorzugsweise aus dem Studium der italienischen Bautheoretiker gewonnene klassische Regelrichtigkeit und den Sinn für vornehme, farblose Monumentalität seit ca. 1630 in die Architektur ihrer Heimat ein. Zugleich erweiterten sie ihre Kenntnisse und Erfahrungen im Festungsbau, um sich gerade hierdurch für die fürstlichen Bauherrn unentbehrlich zu machen. Daher finden wir diese Ingenieur-Architekten, wie Pieter Post, Hendrik Ruse und Jakob von Kampen, häufiger in der Begleitung eines Friedrich Heinrich, Wilhelm Friedrich und Johann Moritz von Nassau, in deren Leben zum ersten Male auch die Frage fürstlicher Repräsentation durch die bildenden Künste eine Rolle spielte.

In die Zeit des frühesten Erblühens monumentaler Palastarchitektur in Holland fällt eben der dortige, denkwürdige Besuch des Kurprinzen Friedrich Wilhelm. Keine Spur davon hatte er in Berlin und Küstrin, den Stätten seines Jugendlebens, wahrgenommen. Wie dürftig es damals in Berlin aussah, das nur dem Namen nach Residenz war, weil sich Hof und Regierung

*) Vgl. G. Galland, *Gesch. d. Holl. Baukunst u. Bildneri etc.* Frankft. a./M. H. Keller 1890.

in Preussens östlicher Hauptstadt sicherer fühlten, davon erhalten wir durch Königs trübe Schilderung*) einen leider zu anschaulichen Begriff. Der märkische Ort war halb verödet, Gras und Unkraut wucherten in den Gassen, wo neben verwahrlosten Menschen das schmutzige Vieh hauste. Im ganzen Lande stockten Handel und Gewerbe, selbst die einst so einträgliche Tuchweberei war zu Grunde gegangen, sodass man z. B. zur Bekleidung der Küstriner Garnison die nöthigen Tuchstoffe aus Polen beziehen musste.

Wie mussten nun der neue ungewohnte Anblick, die fröhliche Pracht wohlbebauter blühender niederländischer Industriestädte, die vielfältigen musterhaften städtischen Organisationen, der Reiz vortrefflich bestellter Landwirthschaften u. s. w. auf die Fantasie des geistig über seine Jahre gereiften Kurerben einwirken. Sein Erzieher Leuchtmar war ganz der Mann dazu, ihm diese Welt neuer Erscheinungen zu erklären, ihn in die Geschichte des befreundeten Landes, in die Ursachen solcher kulturellen Erfolge einzuweihen und ihm so den Vergleich der einst sumpfigen, unfruchtbaren Nordseeküste mit seiner sandigen brandenburgischen Heimath nahelegen. War Georg Wilhelms hoffnungsvoller Sohn damals alt genug, um im politischen Getriebe seiner Zeit gegen seinen Vater und dessen Minister Partei zu ergreifen, so war er zweifellos klug genug, um schon das zu empfinden, was er später in die charakteristischen Worte kleidete: „Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Estats“ und „der gewisseste Reichthum und das Aufnehmen eines Landes kommen aus dem Commercium her“.***) Das klingt beides so holländisch, dass man über die Quelle solcher Erkenntniss nicht im Zweifel sein kann.

Was er aber hinsichtlich Brandenburgs wohl unbedingt damals gering schätzen lernte, waren die kleinlichen Gesichtspunkte, die ihm alle Lebensinteressen seines Volkes verriethen, und jene feudalistischen Anschauungen, die unter den Augen seines kurfürstlichen Vaters pedantisch gepflegt wurden.***) In den Oraniern und Nassauern sah er dagegen Männer, die zwar durch die Summe ihrer Verdienste und die Energie ihres Ehrgeizes eine bevorzugte Stellung in der Republik behaupteten, die indess mit dem-

*) König, Hist. Schilderung von Berlin. Bd. II. Berlin 1793.

**) Vgl. R. Schück, Brandenbg.-Preussens Kolonial-Politik u. I. Leipzig 1889.

***) Droysen a. a. O.

selben Gefühl der Verantwortung wie jeder andere treue Diener des Vaterlands ihres Amtes walteten, sei es als oberste Kriegsherren, sei es als Admirale oder Gouverneure von Handelsgesellschaften. Diese persönliche Hingabe Aller an eine gemeinsame grosse Sache, der daraus hervorgehende Wettkampf der Geister, die ungehemmte Entfaltung kräftiger Individualitäten und die Leutseligkeit grade der Mächtigsten — das Alles stand seinen Beobachtungen von vornherein gegenüber. Und vielleicht täuschte ihn damals der Enthusiasmus und die Unerfahrenheit der Jugend über manche der holländischen Schattenseiten, die er in späteren Jahren um so richtiger beurtheilte.



Es war also nicht übertrieben, als Friedrich Wilhelm an der Seite seines jungen Schwagers Wilhelms II. vor den Generalstaaten im Haag betonte, dass seine Verbindung mit einer Oranierin seine langjährige freundschaftliche Gesinnung für die Republik besiegele.*) Er hoffte im Jahre 1646 auf ein festes Bündniss mit dem reichbemittelten Nachbarstaat; doch der war zu keiner Zeit geneigt, aus sentimentalen Anwandlungen Unterstützung zu gewähren. Die Stellung der Generalstaaten dem Kurfürsten gegenüber blieb im Grunde genommen immer die gleiche, und zwar waren jene nur dann geneigt Opfer zu bringen, wenn für sie eine handgreifliche Förderung ihrer Handelsinteressen vorlag oder aber äusserste Gefahr drohte. An sonstigen Kundgebungen der Sympathie hatte es freilich niemals gefehlt, besaßen doch beide Parteien von vornherein dieselben Gegner in der „Habsburgischen Hausmacht“ und der „schwedischen Uebermacht“.**)

Wegen einer alten brandenburgischen Geldschuld, die ihrem Reichthum nicht gerade Abbruch that, occupirten***) die Generalstaaten mehrere clevische Festungen ihres Bundesgenossen, auch stellten sie sich im Kampfe der clevischen Stände gegen den Kurfürsten auf die Seite der ersteren. Später, als die von de Witt

*) Droysen a. a. O.

**) Urkunden und Aktenstücke zur Gesch. des Kurf. Frd. Wilhelm. Bd. V. Cleve-Mark. Berlin 1869.

***) Droysen (a. a. O. III² Leipzig 1865) sagt: Die Staaten hatten mehr als das 5 fache jener Schuld aus dem besetzten Lande gezogen.

geleitete, regierende Aristokratenpartei nicht ohne Eifersucht die mannigfaltigen Erfolge des mit den Oranieren so eng liierten Brandenburger beobachtete, mehrten sich natürlich die Gründe oder Vorwände politischer Spannung. Da schien man am Zuidersee gar manches Mal die dankbare Anerkennung zu vergessen, die man dort z. B. im Jahre 1656 Friedrich Wilhelm für die guten Dienste um die Wahrnehmung der holländischen Interessen in Danzig gezollt hatte. Zum Glück war der Kurfürst ritterlich genug gesinnt, um Unbill und Enttäuschungen zu vergessen, wenn es sich darum handelte, das befreundete Land vor ernstesten Angriffen zu schützen.

Inzwischen hatte sich seine Position den Niederlanden gegenüber erheblich geändert. Während hier, ungeachtet aller glänzenden Handelsunternehmungen, die fehlende straffe Mannszucht der Oranier überall den Verfall vorbereitete, stand der Kurfürst um die Mitte der sechziger Jahre so mächtig da, dass ihm von allen Seiten die schmeichelhaftesten Werbungen zu Theil wurden. Damals, als die Engländer den Generalstaaten den Krieg erklärten und sich auch der Bischof von Münster in die Kriegshändel mischte, befand sich die Republik vor einem gefährlichen Abgrund. Aller Patrioten Blicke richteten sich dort auf den alten brandenburgischen Bundesgenossen, schrieb doch Johann Moritz von Nassau am 7. August 1665 aus dem Haag an den Kurfürsten die Worte: „Ew. Churfl. Durchlaucht sind jetzt, nächst Gott, ihr (der Holländer) höchster Trost, von welchem sie Hülfe und Beistand zu erwarten haben“.

Nicht ohne Besorgniss, auch um seine clevischen Besitzungen, zögerte Friedrich Wilhelm keinen Augenblick, einen Defensivvertrag mit den Generalstaaten gegen deren verbündete Gegner zu schliessen. Und sein entschlossenes Vorgehen hatte den überraschenden Erfolg, dass wenigstens der eingeschüchterte Bischof sofort die Feindseligkeiten einstellte. Zum Andenken an dieses Ereigniss fertigte der holländische Medailleur Muller eine der hübschesten getriebenen Denkmünzen jener Zeit. Auf der Vorderseite der Medaille sieht man das ausdrucksvolle Brustbild des Kurfürsten en face, darüber zwei behelmte römische Krieger einen Lorbeerkranz halten. Darunter steht die gerahmte Bezeichnung: „Keurvorst van Brandenburg. 1666“. Die Rückseite nehmen, von Ranken umgeben, drei weibliche Gestalten ein, von denen die beiden seitlichen gerüstet sind und Holland und Brandenburg

vorstellen. Sie halten ihre mit Wappen behängten Standarten kreuzweise zwischen sich, und das jugendliche Weib in Mitten ist in Begriff, die Standarten mit Lorbeer zu umwinden. Am Rande beider Seiten liest man die holländischen Reime:

Hier staat Keur-Brandenburg s' lants trouwste Bontgenoot,
Die door syn staale vuist de goude vree besloot.

und:

Laat nu den bittren Brit op Munsters vree vry schelden
Door Kunst kroont Muller hier het Puik der Ooorlogs Helden.

Einige Jahre darauf ballte sich abermals schweres Gewölk über Holland. Seine Zerstückelung war beschlossene Sache Ludwigs XIV., der, nachdem er verschiedene Mächte auf seine Seite gezogen, auch Alles versuchte, um den Brandenburger zunächst für seinen Plan zu interessiren, dann ihn wenigstens zur Neutralität zu bewegen. Unmittelbare Gefahr drohte dem letzteren nur, wenn er die gewalthätige Hand Frankreichs von sich wies und sich der schwer bedrängten, nirgends beliebten Republik hilfreich annahm. Dennoch achtete er dieser Gefahr nicht und folgte lediglich der Sprache seines Gewissens, das ihn leider zugleich in jene abhängige Stellung zum Wiener Hofe drängte, der, unter der Maske völliger Uebereinstimmung mit ihm, kein anderes Ziel verfolgte, als die uneigennützigte Hilfe des Kurfürsten illusorisch zu machen. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine Schilderung des gegen Holland gerichteten französischen Raubkrieges (1672), seiner Wechselfälle und Folgen zu versuchen. Nur darauf soll hingewiesen werden, dass, wie gering man auch in dem angegriffenen Lande den Erfolg des Bundesgenossen geschätzt hat, dessen Verdienst doch keineswegs bloß in dem moralischen Werth seiner Unterstützung beruhte. Hatte Brandenburg doch zum Mindesten einen Theil der feindlichen Streitkräfte auf sich genommen und durch seine kühne Initiative andere Staaten, wie Oesterreich und Spanien, mit sich fortgerissen zur Abwehr einer immer maassloser aufstrebenden Macht.

Freilich war Friedrich Wilhelms förmlich programmgemäßes Eintreten für Holland nicht einfach durch Sympathien allgemeiner Natur bestimmt, sondern es kamen, ausser jenen oben berührten politischen Gesichtspunkten, auch gemeinsame religiöse und endlich verwandtschaftliche Interessen in Betracht. Welchen Grad von Sympathie ihm wohl das Regime de Witt eingeflösst haben mag? In den sieben Gewesten wird er stets das Land der Oranier

erblickt haben, die eben damals wieder an die Spitze der Geschäfte traten. Und wenn der Kurfürst dorthin kam, sahen auch die ihm zujauchzenden Holländer in dem Gast zweifellos zunächst den nahen Verwandten jenes fürstlichen Hauses, dessen Name selbst während des aristokratischen Regimentes niemals an Volksthümlichkeit verlor. Und das wusste er, und darum erlitten, unbeeinflusst von der wechselnden Macht der Parteien und der jeweiligen Haltung der Generalstaaten, weder seine dortigen Besuche, noch seine eifrigen Beziehungen zu holländischen Persönlichkeiten, Städten, Einrichtungen u. s. w. jemals Unterbrechung.

Man darf annehmen, dass ihn jeder Aufenthalt in seiner clevischen Residenz mindestens zu einmaligem Abstecher an die Nordsee verlockte. Als im Jahre 1659 sein Statthalter und seitheriger Schwager, der Fürst Johann Georg von Anhalt, sich mit der dritten Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien vermählte, war zwar nicht der Kurfürst, wohl aber die Kurfürstin bei den Festlichkeiten zugegen, die zu Ehren der Hochzeitsgesellschaft im Haag und in Amsterdam stattfanden. Zwei Jahre darauf begegnen wir Friedrich Wilhelm in Begleitung des Fürsten von Anhalt auf einer Fahrt durch Holland und Brabant, welche die Kenntnissnahme gewisser Organisationen bezweckte; auch Huygens erwähnt diese Reise in seinem Tagebuche.*)

Denkwürdig erscheint des Kurfürsten Besuch in jenem Jahre, da ihm Mullers Medaille als „Puik der Oorloogshelden“ im Kampfe gegen Münster und England feierte. Friedrich Wilhelm begab sich damals**) mit seinem clevischen Statthalter, dem Fürsten Moritz von Nassau, zunächst nach dem Haag, wo sie am 2./12. Mai 1666 incognito ankamen und von dem jungen Prinzen von Oranien, dem französischen Gesandten und Tags darauf von einigen Kommittirten des Staatsraths bewillkommnet wurden. Sonnabend den 5./15. Mai fuhren die beiden Gäste mit

*) Publ. in „Oudholland“ 1885; 22. Aug. 1661 „Elector Brandenburgensis cum principe Anhaltino appellunt Turnhout.“ Turnhout ist ein belgisches Städtchen unfern der südl. Grenze von Nordbrabant (Holland). — Siehe auch König a. a. O. u. von Ledebur, Aufenthalts-Nachweis d. Kurf. Frd. Willh. Berlin 1840.

**) Seiler, Leben u. Thaten Frd. Willh. d. Gr. 1730. fol. Pag. 77.; ferner O. v. Schwerin, Erziehungsjournal, Manuscript des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. König a. a. O. bemerkt, dass Friedrich Wilhelm damals (?) seinen Oberfälzfactor Daniel Enckefort mit sich nach Holland nahm, zum Studium holländischer Fabriken und um dort geeignete Arbeitskräfte zu werben. In das J. 1667 fällt sodann in Brandenburg die Einführung der neuen Acciseordnung, nach dem Muster des holländischen Steuersystems.

dem Prinzen von Oranien zu Wasser nach Leyden und Haarlem. In letzterem Orte empfing der Magistrat die hohe Gesellschaft mit grossen Ehrenbezeugungen. Gleich nach eingenommener Erfrischung reiste man weiter bis Texel, um hier die aus 61 Seglern bestehende holländische Kriegsflotte unter de Ruyters Oberbefehl gegen England ziehen zu sehen. Auf dem Admiralschiffe fand zu Ehren der Fürsten ein Festmahl statt, wobei Trompetengeschmetter und der ununterbrochene Donner der Kanonen die Tafelmusik bildeten. Dann besuchte man die übrigen Kriegsschiffe, indem man, nächst de Ruyter, den Admiral-Lieutenant Tromp*) und den Vizeadmiral Hulst besonders auszeichnete. Das Ende war ein kleines blindes Seegefecht. Am 8./18. Mai gegen Abend stieg man wieder in Amsterdam ans Land, wo eine grosse Menge von Schaluppen zum Empfange der hohen Gäste bereit stand, die am darauffolgenden Tage auf dem Rathhause festlich bewirthet wurden. Ueber Utrecht kehrten der Kurfürst und sein Statthalter alsbald nach Cleve zurück.

Näheres über die Reise, die der Kurfürst im April 1675 über Delft nach dem Haag unternahm, erfahren wir aus dem Tagebuch eines seiner persönlichen Begleiter, des Dietr. Sigismund von Buch.***) Uns interessirt hier nicht der politische Zweck dieser Reise, jener im Haag geschlossene Offensiv- und Defensiv-Vertrag gegen Frankreich und Schweden, der später von der Mehrzahl der Verbündeten schmälig gelöst wurde. Wir fragen vielmehr nur nach dem Grund, warum Friedrich Wilhelm seine Rückfahrt nach Cleve über Amsterdam, wo er anscheinend einige Tage geweilt,****) ausgedehnt hatte. Da wir aus den Berichten seines clevischen Statthalters entnehmen, dass oft neben den ernstesten politischen Dingen Fragen künstlerischer Art herliefen, so glaube ich auch, dass der Kurfürst trotz der für ihn so kritischen Zeit noch Musse und Lust genug gehabt, sich in Amsterdam z. B. für die Skulpturen zu interessiren, die damals der Bildhauer Eggers für ihn arbeitete.



*) Tromp befehligte später (1678) die Ueberfahrt der brandenburgischen Truppen von Pommern nach der Insel Rügen. Vgl. Pierson, d. Gr. Kurfürst. Berlin 1873.

**) Tagebuch 1674/79, publ. in v. Gansauge's Ztschft. für Gesch. d. Krieges. Bd. 26.

***) Erst am 10. Mai traf er wieder zu Cleve ein; die Rückfahrt ging über Leyden, Amsterdam, Utrecht, Amerongen und Nymegen.

Will man das Verhältniss der Republik und ihrer Vertreter zum Grossen Kurfürsten nach allen Richtungen hin gewissenhaft würdigen, so wird man auch der minderwerthigen Momente des freundschaftlichen Wechselverkehrs gedenken müssen, die wohl von den Betheiligten unmittelbar empfunden wurden und auf die Zeitgenossen gelegentlich einen tieferen Eindruck hervorgerufen haben, als die vielfach unter dem Druck ungünstiger Umstände geschaffenen hochpolitischen Beziehungen.

Die holländischen Gesandten spielten am brandenburgischen Hofe eine grössere Rolle, als die eines anderen Staates. Sie waren dort gern gesehene Gäste, beriethen bei wichtigem Anlass persönlich mit dem Monarchen und gratulirten sowohl dem kurfürstlichen Paare als auch den Prinzen zu deren Namens-tagen, überbrachten ihnen Schreiben von den Herrenstaaten und wurden von ihnen zur Tafel gezogen. *) Im Juni 1649 verlebte Konstantin Huygens in der Eigenschaft als ausserordentlicher Gesandter mehrere Tage im Schlosse zu Cleve. **) Bei der Taufe des Kurprinzen Karl Aemil in Berlin am 30. September 1655 liess sich Amsterdam, dass sich der ganz besonderen Neigung des Kurfürsten erfreute, durch einen seiner Bürgermeister Johann Huydekooper, Herrn von Marsseveen, feierlichst vertreten.

Die freundschaftlichen Beziehungen der beiden fürstlichen Häuser reichten freilich weiter zurück. Brandenburgische Prinzessinnen haben auf niederländischem Boden schon vor der Zeit des Grossen Kurfürsten — dessen Name „Wilhelm“ daran erinnert — ein zweites Vaterland gefunden. Der Sohn Georg Wilhelms kam also nicht als Fremder dorthin, wo ihm sein warmherziges, edles, anspruchsloses Wesen allerwärts Sympathien verschaffte. Das berühmte Wort Friedrich Heinrichs von Oranien, der des Kurprinzen sittliche Standhaftigkeit bewunderte, gab damals gleichsam den Grundton der Hochachtung an, mit welcher die erlesensten Geister der Republik den in strenger Zucht gebildeten Jüngling betrachteten. Für die nächsten Beobachter der Dinge am Hofe des Generalstatthalters schien es darum wie selbstverständlich, dass die heranwachsende Louise Henriette von Oranien für den Erben Brandenburgs bestimmt sei. Heisst es doch schon in einem am 30. Dezember 1640 geschriebenen Briefe zweier im

*) O. v. Schwerin, Erziehungs-Journal.

**) Tagebuch a. a. O.

Haag wohnenden clevischen Abgeordneten*): „ . . . alsoo hier seeckerlick gelooft wert, dat tuschen den jongen vorsten van Brandenborch ende de oudste dochter van S. H. de prince van Orangen getracteert weert van houwelick“.

Noch kurz vor seinem Tode gab Friedrich Heinrich seinem Schwiegersohn einen deutlichen Beweis aufrichtiger Theilnahme, indem er dessen Bekanntschaft mit dem Manne vermittelte, der dazu berufen schien, dem brandenburgisch-preussischen Staate auch eine koloniale Machtstellung zu verschaffen. Der Republik einen gefährlichen Rivalen auf den Gewässern zu wünschen — diesen Verdacht werden selbst die hartnäckigsten Gegner der Oranier nicht gefasst haben. Andere, selbst weit-sichtig patriotische Gründe liegen näher. Was aber Artus Gyssels van Lier betrifft — so lautet nämlich der Name jenes Mannes**) — so kann es sich hier nicht darum handeln, die Lauterkeit seiner Motive zu prüfen. Er hatte vorher der ostindischen Handelsgesellschaft als Gouverneur von Amboina, Rath von Indien u. s. w. gedient und sich als einer der fähigsten Admirale und kenntnissreichsten Beamten erwiesen. In seiner Denkschrift bezeichnete er dem Kurfürsten das östliche Pillau, wo ihm offenbar ein zweites Amsterdam vorschwebte, als Ausgangspunkt der projektirten Unternehmungen, für die ein Grundkapital von 1 Million Thalern nothwendig war. Er hoffte, wenn erst die Sache in Fluss gekommen, angesehene geldkräftige Holländer zur Uebersiedelung nach Preussen zu bestimmen. Der Kurfürst, der nur zu bald die unbesiegbare Gleichgiltigkeit seiner Unterthanen Kolonialbestrebungen gegenüber empfand, beschloss darauf, ein national-deutsches Handelsunternehmen unter dem mächtigen Schutze des Kaisers. Dieser schöne Traum währte ungefähr fünf Jahre lang, dann gehörte sein Erstlingsversuch, Brandenburg kommerziell unabhängig zu machen, der Geschichte an.

Aber das schreckte Friedrich Wilhelm von späteren kolonialen Versuchen nicht ab. Der merkwürdige Fürst, der in seiner Jugend schrieb: „weil die See meiner Natur gar zuwider ist, und ich dieselbe nicht ausstehen kann“***), liess sich in seinem

*) Joh. Panw an Dr. Anton ter Schmittten. Vgl. Urkunden u. Aktenstücke etc.

**) Vgl. König a. a. O. und R. Schück a. a. O.

***) Brief aus Holland 1636 bei v. Raumer a. a. O.

Ehrgeiz, es den mächtigen seefahrenden Völkern nachzuthun, nicht beirren, und er fand in Benjamin Raule, einem aus Vlissingen stammenden angesehenen Manne, eine geeignete Kraft zur Realisirung seiner Pläne. Mit holländischen Miethsschiffen und grossentheils holländischen Matrosen wurde eine brandenburgische Marine gebildet, vornehmlich zum Schutz des Kolonialhandels. So gross auch deshalb das Misstrauen der Generalstaaten und gelegentlich die Feindseligkeiten der holländischen Handelsgesellschaften waren, das gute persönliche Verhältniss Friedrich Wilhelms zu den Prinzen von Oranien blieb davon unberührt. Enthält doch Huygens' Tagebuch nach wie vor Notizen über freudige und traurige Familienereignisse im Hohenzollernhause, während wir aus anderen Geschichtsquellen, z. B. von den Besuchen Wilhelms II. und seiner englischen Gemahlin am Hofe zu Cleve*) oder von dortigen Festlichkeiten zu Ehren der Prinzessin-Wittwe von Oranien**) erfahren. Gerade dieser fortgesetzte intime Familienverkehr war es, der den Argwohn der antioranischen Partei gegen den Kurfürsten als Vormund des jungen Wilhelms III. wachhielt. Der vorzeitige Heimgang der trefflichen Louise Henriette und die zweite Vermählung ihres Gemahls änderten nichts an den geschilderten Verhältnissen. Friedrich Wilhelm hat der klugen frommen Frau, unter deren Einwirkung sich die derben Sitten des brandenburgischen Hofes verfeinerten, zeitlebens ein aufrichtiges Gedenken bewahrt und schliesslich, wie bekannt, an ihrer Seite im alten Berliner Dome Ruhe gefunden.

Sein Neffe, der heranwachsende Erbe des oranischen Ruhmes, aber besass in ihm stets den fürsorglichen Verwandten. Und wenn es zu jener kritischen Zeit der Republik für ihn noch eines besonderen Umstandes bedurft hätte, Frankreichs Lockungen zu widerstehen, dann wäre die Reise des jungen Prinzen nach Berlin im Jahre 1671 wohl dazu angethan gewesen. Wilhelm III. kam hier am 16. Juni an, besuchte Tags darauf den Kurprinzen Karl Aemil***), fuhr einige Tage darauf, nur in Begleitung seines Onkels, zur Jagd bei Küstrin und machte von dort aus einen Abstecher in den Warthebruch, nach Sonnenburg, um seinen Verwandten, den Johanniter-Ordensmeister, Moritz von

*) Huygens a. a. O. Notiz vom 21. Oct. 1649; vgl. auch Urkunden und Actenstücke etc.

**) O. v. Schwerin, Erziehungs-Journal (28. Aug. 1666).

***) v. Schwerin, Erz.-Journal.

Nassau, zu begrüßen. Schon am 23. Juni reiste der Prinz wieder von Berlin ab, bis Potsdam begleitet von dem Kurfürsten und seinem Vetter Karl Aemil . . . Und noch eines anderen Zusammentreffens der beiden Fürsten ist kurz zu gedenken. Es war im Sommer 1686, als man zu Cleve gemeinschaftlich über umfassende kriegerische Maassregeln gegen Jakob II. von England berieth. Den Ausgang der ruhmvollen Expedition seines Neffen erlebte Friedrich Wilhelm zwar nicht mehr, aber es waren mit den Holländern brandenburgische Regimenter, die dem kühnen und staatsklugen Oranier die englische Königskrone gewinnen halfen.

Um den Kreis des kurfürstlichen Verkehrs, soweit derselbe das Haus Oranien-Nassau betrifft, zu vervollständigen, haben wir vor Allem noch zwei Persönlichkeiten zu nennen, den in späteren Jahren gefürsteten Statthalter von Friesland Wilhelm Friedrich († 1664), der die jüngere Schwester der Kurfürstin, Albertine Agnes, zur Gemahlin hatte, und Johann Moritz von Nassau, welchen wir schon wiederholt erwähnten. Was diesen angeht, so kennen ihn Viele als holländischen Kavalleriegeneral oder als kurbrandenburgischen Statthalter zu Cleve. Doch urtheilt man bei uns wohl*), dass seine diplomatischen Fähigkeiten nicht bedeutend gewesen seien, weil er sich auf letzterem Posten zu nachgiebig gegen die ständische Partei gezeigt, aus Rücksicht auf die ihm so wünschenswerthen niederländischen Sympathien.***) Freilich kann der, welcher auf zwei Stühlen sitzen soll, nicht mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf jedem der Stühle ruhen.

Aber Johann Moritz von Nassau verdient es nicht, dass man seine Handlungen und Eigenschaften lediglich unter dem Gesichtswinkel kurbrandenburgischer Politik betrachtet. Ein erheblicher Theil seines Wirkens gehört überhaupt nicht in den Rahmen der Politik. Wenn es Jemand unternähme, eine Kulturgeschichte des Staates des Grossen Kurfürsten zu schreiben, so würde er an noch nicht genügend aufgeklärte Erscheinungen

*) Vgl. Urkunden und Aktenstücke etc.

***) Zur Beurtheilung dessen sei ein Abschnitt aus einem Briefe Moritz' (v. 11. März 1676) mitgetheilt, in welchem er dem Kurfürsten seinen freiwilligen Austritt aus dem holländischen Dienst meldet: „Gott hat mein Gebet erhört und meinen Wunsch so weit vollbracht, dass ich vor meinem Ende keinen andern Herrn haben und bedienen möge, als Ew. Churfl. Durchlaucht, meinen gnädigsten Herrn.“ (Vgl. L. v. Orlich, Gesch. d. Preuss. Staates im 17. Jahrh. Berlin 1838/9. I. II.)

anknüpfen müssen. So viel wissen wir, dass, während Friedrich Wilhelm häufig im fernen Feldlager lebt, zu Cleve und in verschiedenen Theilen der sandigen Mark, in Berlin, Potsdam, Oranienburg, Sonnenburg u. s. w., höchst anmuthige Parkanlagen, Alleen, bewachsene Hügel, Schlossbauten, Villegiaturen, durch grossentheils holländische Arbeitskräfte entstehen. Es kommen nacheinander zahlreiche Künstler, Architekten wie Maler und Bildhauer, aus den Niederlanden nach Berlin und Potsdam, nach Cleve, Küstrin und Sonnenburg. War noch bis zur Vermählung des Kurfürsten, aus Mangel an einer technisch gebildeten Person, der Kammerdiener Moritz Neubauer Leiter des Berliner Schlossbaues*), so erscheint hier plötzlich ein sehr befähigter holländischer Architekt und Ingenieur Namens Joh. Gregor Memhard auf der Bildfläche. Dessen Landsleute, ebenfalls Ingenieure, bauen in der Folgezeit Brücken und Schiffe, legen Kanäle, Schleusen und Deiche an**) und befestigen die in den Kriegen des Kurfürsten gefährdeten Ortschaften, am Rhein wie in der Mark; während Andere im gleichen Interesse koloniasatorisch wirken,***) wüste Strecken des Landes urbar und das Holz der kurfürstlichen Forsten nutzbar machen oder endlich Handel und Industrien in den Städten zu kräftigen mitbestrebt sind. †)

Welcher einflussreichen Persönlichkeit gebührt nun, so müssen wir fragen, vor allen Anderen das Verdienst, den Strom intelligenter und arbeitsamer Leute aus einem Lande, dessen materielle Mittel und Unternehmungslust damals gleich gross waren, nach dem östlichen Brandenburg gelenkt zu haben? Waren es vielleicht die Prinzen von Oranien? Sie, die ungeachtet ihrer, über jeden Zweifel erhabenen, freundschaftlichen Gesinnung für den Kurfürsten, doch nur flüchtig, etwas schattenhaft dessen Wege kreuzten. Sie sprachen wohl alle nicht viel, der Taciturnus und seine Nachfolger bis auf den Urenkel, den dritten Wilhelm hin. Man erkennt ihre Pfade, auf denen sie zwischen Breda und London gewandelt, am Besten aus den Wirkungen ihrer Thaten.

*) König a. a. O.

**) Der Schleusenbau begann in Berlin 1650; 1653 legte hier Vibrand Gerritsen auf dem Friedrichswerder eine neue Schleuse an.

***) Zuerst fanden (nach König a. a. O.) 1646 und 1649 Einwanderungen friesischer und holländischer Ackerbauer in die Mark statt. Sie theilten den Eingeborenen ihre ökonomischen Erfahrungen und Kenntnisse mit. „Die Berliner Bürger legten sich seitdem stark auf die Viehzucht und lernten die vielseitige Anwendung der Milch kennen.“

†) Holländische Kaufleute waren seit 1652 Stifter ansehnlicher Berliner Handlungshäuser (König a. a. O.).

Und wenn man ihnen auf den Blättern der Geschichte begegnet, so empfängt man den Eindruck, als hätten sie immer vollauf mit sich und ihren hohen ehrgeizigen Ideen zu thun gehabt. Einige Ausnahmefälle abgerechnet, dürfte der Kurfürst auf ihre Theilnahme für die innern Zustände seines Landes gewiss nicht gerechnet haben.

Und Friedrich Wilhelm selbst — sollte er nicht am Ende stets eigenhändig die Werbetrommel in Holland gerührt haben? Beispiele lehren uns indess, wie reservirt er Leuten gegenüber war, deren Dienste er noch nicht erprobt hatte.*) Also bleibt ein unaufgeklärtes Faktum, eine bedenkliche Lücke bestehen. Wir fühlen uns gewissermaassen in die Lage eines Astronomen versetzt, der im Sonnensystem eine Wirkung wahrnimmt, deren Ursache er so lange nicht begreift, bis er schliesslich einen unbekanntem Stern entdeckt hat. Auch für uns gilt es, analog, zu einem vorhandenen kulturgeschichtlichen Produkt einen unbekanntem Faktor zu ermitteln, resp. zu beweisen, dass letzterer Niemand anders gewesen ist, als des Kurfürsten clevischer Statthalter Moritz von Nassau. Der Beweis kann direkt und indirekt geführt werden. Indirekt, indem wir die Geschichte eines in Brandenburg wie in Holland gleich hochgeachteten, vielvermögenden Mannes erzählen, der über drei Dezennien lang sozusagen der Pförtner unseres Vaterlands an der nordwestlichen Grenze war und der von Jugend auf kein grösseres Vergnügen kannte, als „bauen, graben und pflanzen“ zu lassen. Aber auch direkt werden wir an der Hand von Urkunden, die u. a. im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin bewahrt werden, zeigen können, dass ihn der Kurfürst nicht blos in Sachen von Kunst und Künstlern, sondern auch für seine Pläne zu Landverschönerungen, Landverbesserungen und Festungsbauten oft genug in Anspruch genommen hat.



Johann Moritz wurde im Jahre 1604 im Schlosse zu Dillenburg geboren. Der grösste damalige Feldherr, Prinz Moritz von Oranien, stand als Pathe an seiner Wiege, und sein Geschenk

*) Bevor er z. B. Gijssels van Lier, dem Schützling seines Schwiegervaters, die erbetene Audienz gewährte, liess er erst seine Rätthe mit ihm conferiren (Schück a. a. O.).

war eine stark vergoldete, aus Silber getriebene Taufschüssel, deren auf die Erlösung bezüglichen Reliefdarstellungen der Errettung des Daniel und des Jonas und deren edle Ornamentik in Renaissanceformen der Goldschmiedekunst jener Zeit Ehre macht.*) Der junge Graf genoss eine treffliche Erziehung, bezog bereits zehnjährig die Universität zu Basel, die er dann mit der Genfer Hochschule vertauschte. Sehr früh begann auch seine militärische Karriere, die sich unter der Generalstatthalterschaft des Nachfolgers seines Pathen rasch entfaltete. „Während der Waffenruhe von 1630“, schreibt sein Biograph,**) „weilte Joh. Moritz an dem glänzenden Hofe Friedrich Heinrichs und setzte im Umgange mit gelehrten Niederländern seine zu früh abgebrochenen Studien fort“. Diese Friedenszeit war freilich nur von geringer Dauer. Und als sich später bei Maastricht und Nymegen seine Feldherrneigenschaften bewährten, erschien der junge lernbegierige Kurprinz von Brandenburg im holländischen Kriegslager. Mit Enthusiasmus erlebte dieser den Fall der Schenkenschanze (1636); und wie wir aus den Briefen Friedrich Wilhelms***) an seinen kurfürstlichen Vater entnehmen dürfen, hat ein wesentlicher Theil seiner Bewunderung dem zweiten Führer des glorreichen Unternehmens, Johann Moritz, gegolten, zu welchem er damals in ein freundschaftliches Verhältniss getreten sein soll.

In der Folge aber eröffnete sich für Moritz' Thätigkeit ein ganz anderer Schauplatz. Bereit der Republik in irgend welcher Art zu dienen, nahm er noch in demselben Jahre 1636 einen Antrag der westindischen Handelsgesellschaft an und begab sich als Gouverneur nach Brasilien, jenem fernen Lande, von dessen innerer Beschaffenheit bisher nur wenig Kunde nach Europa gedrungen war. Es galt, dort die schwierige Position der Kompagnie gegen Spanier und Portugiesen zu befestigen und zu erweitern. Er reiste aber nicht allein und auch nicht lediglich von kriegerischen Absichten erfüllt, sondern er brannte zugleich vor Begierde, der wissenschaftlichen Forschung grösstmöglichen Vorschub zu gewähren und die reichentwickelte heimische Kultur unter die wenig erschlossene westliche Aequatorhälfte zu tragen. Sein

*) Später fügte der Graf dieser Schüssel noch eine ca. 1 Fuss hohe Kanne von geringerer Qualität der Kunstarbeit hinzu, um beides der reform. Kirche zu Kleve zu verehren (1665). Die Stücke sind dort nicht mehr zu finden.

**) L. Driesen, Leben Joh. Moritz v. Nassau. Berlin 1849.

***) v. Raumer a. a. O.

zahlreiches Gefolge umfasste den Hofgeistlichen und Poeten Franziscus Plante, dessen später verfasste Mauritiade die Thaten des „Brasilianers“ verherrlichte, den Arzt und Naturforscher Wilhelm Piso, die deutschen Geographen und Astronomen Georg Markgraf und H. Cralitz, welcher indess leider bald nach seiner Ankunft in Südamerika starb, ferner das Brüderpaar Franz und Pieter Post, von denen der eine Maler, der andere vorzugsweise Architekt und Ingenieur war. Kein Wunder, dass Piso in seinem Werke diese brasilianische Expedition etwas überschwänglich mit dem antiken Alexanderzug nach dem Orient verglich.

Die ersten Jahre in Brasilien waren freilich wenig dazu angethan, friedliche Bestrebungen nachdrücklich zu verfolgen. Aber als gegen Ende des Jahres 1641 die Feindseligkeiten auf beiden Seiten eingestellt wurden, suchte man Versäumtes nachzuholen. Caspar Barläus, dem wir eine ausführliche Beschreibung des dortigen Aufenthalts des Grafen verdanken, bemerkt bezüglich dessen: „Es ist schon vor Jahren nicht ungewöhnlich gewesen, und die Erfahrung bezeugt es auch noch heutzutage, dass tapfere und grossmüthige Kriegshelden und hohe fürstliche Personen auch wohl mitten im Kriege nicht allein durch treffliche und ritterliche Thaten ihre Ehre und ihren Ruhm zu erweitern, sondern auch eine rühmliche Erlustigung ihres Gemüths, mit Aufführung herrlicher Gebäude zu suchen und damit zugleich ihre angeborene Magnificenz sehen zu lassen sich befehligen. Ebenso hat es Fürst Joh. Moritz zu Nassau gethan“. Und was sehen wir damals an der Ostküste Brasiliens für Veränderungen entstehen? An Stelle von Olinda, der Residenz unter portugiesischer Hoheit, erblühte jetzt südwärts zunächst Recief auf der Spitze einer schmalen Landzunge, welche parallel dem Festland läuft. Und als auch das Recief, dessen prächtigste Gebäude von reichen, aus Olinda übergesiedelten Portugiesen bewohnt wurden, zu klein wurde für die anwachsende Bevölkerung, richtete der Graf sein Augenmerk auf die sumpfige wüste Insel Antonio Vaz, die zwischen dem Recief und dem Festlande lag. Da die Compagnie auf ihre Kosten nicht einmal die blosse Befestigung der Insel ausführen lassen wollte, so kaufte der Graf den Grund und Boden und begann aus eigenen Mitteln mit der Einpolderung und Fruchtbarmachung des Sumpfterrains. In kürzester Zeit war das Nordende von Antonio Vaz in einen blühenden Hain verwandelt, in welchen man Kokospalmen, Orangenbäume, Dattel-

palmen, Citronen-, Granaten-, Feigen- und andere exotische Bäume verpflanzt hatte.

Hand in Hand damit schritt der Bau eines Palastes, dessen opulente monumentale Formen den Gouverneur in den Ruf eines Verschwenders brachten. Diese Bauanlage hatte übrigens noch einen Nebenzweck; ihre beiden meilenweit sichtbaren Thürme, von denen einer als Leuchthurm eingerichtet wurde, sollten den nahenden Seefahrern die Richtung angeben. Soweit man einer ganz kleinen flüchtigen Zeichnung in der Historia von Barläus Glauben schenken darf, war dieser Palast, die Freiburg, auf einer aus dem Wasser emporsteigenden Terrasse errichtet. In Mitten derselben erhob sich der von zwei gleichen viereckigen Thürmen flankirte Hauptbau, welcher mehrere Geschosse und einen kleineren Vorbau mit Freitreppe in der Axe besass. Links und rechts führten niedrige Hallen nach gleichfalls viereckigen Pavillons, die wohl für die Dienerschaft bestimmt waren. Diese Anlage, zu der noch ein herrlicher Lustpark gehörte, entsprach durchaus einer fürstlichen Hofhaltung; sie hatte ihrem Urheber angeblich den Aufwand von 6 Tonnen Gold verursacht.

Auch die Bebauung der übrigen Insel machte die raschesten Fortschritte, und es entstand im Verlaufe von nur zwei Jahren auf Antonio Vaz eine neue, durch Wall und Gräben befestigte Stadt, die Moritzstadt. Ihre Befestigung begann in der Nähe der Freiburg mit dem Fort „Johann Ernst“, wie das Kastell nach dem jüngsten Bruder des Grafen, der ihm nach Brasilien gefolgt und dort schon 1639 gestorben war, benannt wurde; und sie endigte im Süden der Insel mit der „Friedrich-Heinrich-Schanze“. Es scheint, dass Anlage und Hauptgebäude der Moritzstadt, z. B. ein Regierungspalast und eine reformirte Kirche, von Pieter Post, dem muthmasslichen Schöpfer der Freiburg, herrührten. Wir bedauern daher, dass wir über diese fast im Fluge aus der Erde gezauberten Bauten nicht sachgemässer unterrichtet sind, als es durch Barläus geschieht. Wir hören auch, dass ein Theil der Häuser von Mauritiopolis aus dem Baumaterial errichtet wurde, welches man von den Trümmern der mit Kirchen und Klöstern gesegnet gewesenen altportugiesischen Residenz Olinda herbeigeholt hatte.

Jener gelehrte Autor berichtet ferner von einer grossen Brücke, die von Recief über den reissenden Beberibe nach Mauritiopolis geschlagen wurde. Sie war auf 240 000 Gulden

veranschlagt und massiv begonnen. Aber der Ingenieur liess sein angefangenes Werk, nachdem es bereits gegen 100 000 Gulden verschlungen, plötzlich im Stich. Da nahm Moritz die Sache selbst in die Hand und, wie man zu sagen pflegt, auf seine Kappe. Der Chronist bemerkt darüber: „Unterdessen aber sah Fürst Moritz gar wohl, wie viel ihm Ehren halber daran gelegen sein musste, dass man ihm nicht nachsagen dürfe, er hätte sich eines Dinges unterstanden, das er nun schnöde liegen liesse und welches man mithin als die That eines albernen, schwachen Verstandes bezeichnen würde . . . Deshalb liess er von allen Enden und Orten für eigenes Geld nicht Steine, sondern Bauholz und zwar wasserbeständiges Holz zusammenbringen und ankaufen; darunter befanden sich Baumstämme, welche Balken von 40 bis 50 Fuss Länge lieferten . . . Beim Brückenbau war der Fürst stets in Person anwesend, indem er die Leute ermahnte und einem Jeden seine bestimmte Arbeit zuwies, damit sie sich nicht gegenseitig im Wege ständen. Wodurch sie denn Alle mit Freude so eifrig arbeiteten, dass schon nach zwei Monaten die ganze Brücke in einer Länge von mehr als 100 Ruthen vollendet war und nicht blos Menschen, sondern auch Ross und Wagen darüber hingehen konnten. Also überzeugte man sich, dass kein Ding zu schwierig sei, um unausgeführt bleiben zu müssen, wofern nur Verstand, Arbeit und Kosten nicht gespart werden“. Und trotz der zweimaligen Arbeit hatte die Kompagnie noch rund 112 000 Gulden erspart, da die Holzbrücke blos 28 000 Gulden verschlungen hatte, eine Summe, die schon durch den Brückenzoll des ersten Jahres wiedereingebracht wurde. In Folge dessen säumte Graf Moritz nicht, eine zweite 86 Ruthen lange ähnlich konstruirte Brücke nach dem Festlande zu schlagen. Hier erwarb er von der Gesellschaft ein Terrain, auf welchem er sodann eine Villa mit einem Thurm und einen schönen Park, ganz im Geschmack holländischer Villegiaturen jener Zeit anlegen liess. Er nannte diesen Lustsitz Boavista, französisch Bellevue.

Nach dem Fortgange des Grafen, so ergänzt der Historiker van Kampen diese Angaben des Chronisten, fiel ein Theil der holländischen Besitzungen wieder in die Hände der Portugiesen, welche die Freiburg mit ihren herrlichen Baumanlagen zerstörten. Die westindische Kompagnie liess sich endlich für den gänzlichen Verzicht auf Brasilien mit einer Geldsumme abfinden. Die beiden

Brücken bestanden noch lange und verbanden die drei Plätze Recief, Moritzstadt und Boavista, von denen die mittlere später in San Antonio getauft wurde. Heute heisst das dreigetheilte Ganze Pernambuco und ist Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Boavista, den Namen jenes Lusthauses, trägt der neueste, auf dem Festlande gelegene Stadttheil. Johann Moritz aber heisst in der Geschichte der „Brasilianer“ oder „Amerikaner“.



Unvergängliche Früchte hat Moritz auch durch seine thatkräftige Förderung der Naturforschung im fernen Welttheil gewonnen. Doch soll nicht verschwiegen werden, dass diese Förderung zugleich auf ausdrücklichen Wunsch der Kompagnie geschah, welche die botanischen Gärten und Sammlungen der Landesuniversitäten mit seltenen Pflanzen, Mineralien und Insekten zu versehen pflegte. Am meisten Beifall erndteten in der Heimat die wissenschaftlichen Ergebnisse Pisos und Markgrafs. Leider ging des Letzteren astronomisches Werk in drei Büchern anscheinend verloren und lediglich von einigen Beobachtungen seiner Sternwarte in Moritzstadt haben wir durch Barläus Kenntniss. Erhalten hat sich u. A. ein Atlas Brasiliens von Markgraf und dessen, in Gemeinschaft mit Piso lateinisch verfasste, reich illustrierte Naturgeschichte des Landes, die schon 1643 im Druck erschien.

Auch ein persönliches Eingreifen des Gouverneurs in diese Forschungen der Gelehrten ist erwiesen. Besonders waren es seine unschätzbaren Sammlungen, die in der Heimat die Kenntniss Brasiliens in unerwarteter Weise bereicherten. Mit einer ganzen Legion von Kisten, Kasten und Käfigen trat der Graf seine Rückreise nach Europa an. Ihm lag auch daran, seine künftige Residenz so auszustatten, dass ihm seine ereignissreiche brasilianische Vergangenheit stets lebhaft vor Augen stand. Andererseits war es seine schöne Eigenthümlichkeit, niemals mit leeren Händen zu kommen und gewöhnlich nach dem bewährten Grundsatz zu handeln, dass Geschenke die Freundschaft erhalten. So langte Moritz nach seiner durch Milde und Eifer ausgezeichneten siebenjährigen transoceanischen Regentschaft im Sommer 1644 im Haag an. Generalstatthalter und

Direktorium der westindischen Kompagnie bereiteten ihm den ehrenvollsten Empfang. Einem späteren Versuch, ihn für den Gouverneurposten noch einmal zu gewinnen, widerstand er; dagegen beeilte er sich, in das alte militärische Verhältniss zur Armee der Republik zu treten. Bald folgte seine Ernennung zum Generalleutnant und zum Kommandanten von Wesel, das damals eine holländische Festung war.

In diese Zeit fällt auch der Bau des sogenannten Moritzhauses im Haag, des ehemaligen Wohnhauses des „Brasilianers“, der jetzigen Königlichen Gemäldegalerie. Die Geschichte der Entstehung dieses schönen kleinen Palastes giebt V. de Stuers in der Einleitung seines trefflichen Museumskataloges von 1874. Wir hören, dass die Staaten von Holland im Jahre 1633 das Gartenterrain vor dem Binnenhofe ankauften und dass später, zu einer leider nicht angegebenen Zeit, Johann Moritz einen Theil dieses Terrains für die Summe von 2375 Gulden nebst einer Jahresrente von annähernd 150 Gulden von den Staaten erwarb. Ausserdem soll sich der Graf verpflichtet haben, eine Konventionalstrafe von 200 Gulden jährlich zu zahlen, falls nicht innerhalb zweier Jahre der Schlossbau vollendet sein würde. De Stuers ist nun der Ansicht, dass der Bau des Moritzhauses bereits vor der Abreise des Grafen nach Brasilien begonnen wurde und dass Pieter Post die Ausführung, zu welcher der Bauherr kostbare Hölzer aus der Ferne sandte, geleitet hätte. Dagegen spricht aber der westindische Aufenthalt jenes Architekten. Mir scheint der Bau daher erst der Mitte der vierziger Jahre, während welcher Zeit übrigens Post auch in den Ordonnantieboeken des Prinzen Friedrich Heinrich wiederholt genannt wird, anzugehören. Barläus erwähnt in der 1647 edirten Amsterdamer Ausgabe seiner *Historia* (S. 314) bereits das vollendete, mit exotischer Pracht ausgestattete Moritzhaus im Haag.

Hinsichtlich dieses Palastes, dessen Hinterfront aus einem Teiche, dem Vijver, sich wirksam erhebt, habe ich an verschiedenen Stellen meiner holländischen Baugeschichte Näheres über die klassische Aussengestaltung und den Grundriss mitgetheilt. Der hintere Tempelgiebel enthält ein bemerkenswerthes Hochrelief, ein Reitertreffen mit Indianern von unbekannter Hand. „Inwendig“, schreibt van Kampen, „bewunderte man vorzugsweise zwei schöne Säle, wovon der eine äusserst kunstreich mit brasilianischen Vögeln bemalt war“. Treppen- und Flurwände waren

grossentheils aus einem harten Farbholz überseeischen Ursprungs gezimmert. Ausser den Seltsamkeiten indianischen und afrikanischen Ursprungs bot das Innere des Hauses noch mancherlei Kunstwerke wie Gemälde und Skulpturen zur Betrachtung, und Moritz liebte es, wie J. G. de Crane in seinem lateinischen Panegyrikus hervorhebt, den Freunden der Natur- und Völkerkunde Alles zu zeigen und sie in eigener Person über die Herkunft der interessantesten Objekte zu belehren. Der Leidener Hochschule hatte er sogar eine ethnographisch bedeutsame Sammlung geschenkt. Da Moritz in der Folgezeit nur in grösseren Zwischenräumen und vorübergehend im Haag wohnte, so überliess er sein Haus den Staaten von Holland für gewisse Repräsentationszwecke. Hier wurde z. B. König Karl II. von England im Jahre 1660 auf Staatskosten bewirtheet. Damals war der Haag der glänzende Mittelpunkt öffentlicher Lustbarkeiten des Landes, woran uns ein Porträt jenes englischen Monarchen erinnert, das Moritz von dem dänischen Rembrandtschüler Juriaan Ovens für sich malen liess.



So war die Vergangenheit des Mannes, welchen Kurfürst Friedrich Wilhelm schon im Frühjahr 1646 in seinen Dienst zu ziehen wünschte, und der bald darauf als clevischer Statthalter in die Lage kam, mitbestimmend in das Kunst- und Kulturleben des brandenburgisch-preussischen Staates einzugreifen.

Schon vor ca. 100 Jahren gab ein Berliner Autor*) diesen Verdiensten des Nassauers zum ersten Male beredten Ausdruck, indem er bemerkte: „Ueberhaupt hat also die Mark Brandenburg, nächst dem Churfürsten, dem erwähnten Fürsten Moritz, welcher ein Herr von edlem und wohlthätigem Charakter war, der die ganze Welt verschönert haben würde, wenn es von ihm abhing, in Absicht der Bekanntwerdung und Fortpflanzung der Litteratur, Wissenschaften und Künste, sehr viel zu verdanken; sowie besonders eine Menge trefflicher Anlagen von und durch ihn, in Berlin gemacht worden sind“. Der Autor dachte, als er dieses schrieb, offenbar u. A. an die Raritätensammlungen, die Moritz dem Kurfürsten verkauft oder geschenkt, und ferner wohl an einzelne werthvolle Bücher und Manuskripte der Ber-

*) König a. a. O. Bd. 2. Anhang.

liner Königlichen Bibliothek, auf deren Titelblättern der Namenszug des Brasilianers noch heute zu lesen ist. Völlig neu für uns ist das, was er über die von dem Fürsten geschaffenen Anlagen in Berlin leider nur andeutet. Dagegen erfahren wir in mehreren Ortsbeschreibungen Näheres von dessen landschaftlichen und baulichen Verschönerungen Cleves und Sonnenburgs, von Wesel*) nicht zu reden. Bezüglich Potsdams besitzen wir den Brief eines sehr glaubwürdigen Zeitgenossen, des Herrn von Jena, der unterm 15. November 1661 schreibt:**) „Fürst Moritz ist schon acht Tage zu Potsdam, einen Entwurf zu machen, wie sie vermeinen, dass es recht zu bauen und anzulegen ist“ Muthmaasslich begann sein Interesse für den Havelort schon früher, denn wir finden ihn auch in den fünfziger Jahren nicht weniger als vier Mal***) in der Mark.

Auch dafür, dass der „Brasilianer“ in Sachen von Kunst und Künstlern die Mittelsperson zwischen dem Kurfürsten und Holland gewesen, lassen sich urkundliche Belege finden, auf die ich an anderer Stelle, bei Erwähnung der Werke von Meistern wie W. van Honthorst, B. Eggers, C. Ryckwaert, Pieter Post u. m. A., noch ausführlicher zurückkommen werde.†) Manche interessante Aufschlüsse darüber enthalten die politischen Relationen des Statthalters††). So heisst es in einem Bericht vom 25. Januar 1667: „... Wegen der Tapeten schreibe an Heyderkamp†††) weitläufig. Ich stehe in Furchten, dass mit diesen Trubeln in Polen, Ew. Durchlaucht sich werden Preussen naderen müssen“. Beachtenswerth ist in diesen beiden Sätzen das Hand in Hand gehen von Kunst und Politik, dieser beiden so unähnlichen Geschwister, und dann die Vorliebe des Nassauers für Hollandismen. Er schreibt z. B. „naderen“ statt „näheren“, „bequem“ statt „geeignet“, „bequem machen“ statt „fertig machen“, „den Augenschein innehaben“ statt „in Augenschein nehmen;

*) Am 1. Oct. 1666 erhält Moritz vom Kurf. die dortige Burg mit allen dazu gehörenden Gärten und Plätzen zu Lehen (vgl. v. Orlich I. S. 468).

**) v. Orlich a. a. O.

***) Und zwar in d. J. 1652, 1653, 1654 und 1658.

†) Vgl. auch weiter unten (Abhg. III), wie der Kurfürst, Moritz den jungen deutschen Maler Wolfgrübel empfiehlt: „Damit er von Ew. Liebden an die Jenige Meister, so Ew. Liebden er benennen wird, auf's beste recommendiret werden möge.“

††) Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

†††) Heyderkamp war kurbrandenbg. Commissarius in Amsterdam und wurde auch in künstlerischen Dingen vielfach in Anspruch genommen.

allgemein gebräuchlich war dagegen damals ein Ausdruck wie „Orlogschiff“ statt „Kriegsschiff“.

An zwei Stellen der politischen Relationen ist auch von dem berühmten Architekten Jakob van Kampen, dem Schöpfer des als „achtes Weltwunder“ gefeierten Amsterdamer Rathhauses die Rede und zwar in einer Weise, dass daraus auf dessen Bekanntschaft mit dem Kurfürsten geschlossen werden kann. In der Nachschrift eines Berichtes vom 5. August 1657 heisst es: „Monsieur van Kampen ist allhier, kann selben von diesem Ort*) nicht abkriegen, ordonnirt noch viele schöne Sachen, alles ohne Kosten“. Damit stimmt ganz die Bemerkung des alten Schrevelius**) überein, dass dieser „noble Maler, fixe Mathematikus und Architekt des Prinzen von Oranien“ ein Mann von grossem Vermögen war, der durch die Kunst nicht Gewinn, sondern lediglich Ruhm gesucht hat. Wenige Wochen darauf starb van Kampen, dessen Verdienst es ist, Palladios kraftvollen Klassizismus im nationalen Geiste seiner Heimath modifizirt zu haben. Der Kurfürst nimmt in einem späteren Schreiben an Moritz auf den Tod und den künstlerischen Nachlass des Meisters Bezug, und Jener entgegnet am 14. Mai 1659: „Ew. Durchlaucht gedenken eines Buchs von der Architektur, welches ich von Monsieur van Kampen sollte bekommen haben. Es ist wohl wahr, dass ich nach seinem Absterben an die Erben begehrt gehabt, einige seiner Bücher in Sonderheit so von seiner eigenen Hand gezeichnet waren, es ist mir aber solches höflich abgeschlagen worden***). So sie aber in meiner Macht wären, solle zu Ew. Durchlaucht Dienst, wie auch Alles, was ich auf dieser Welt besitzen thue. Ich erstaune auch, dass zu Berlin der (Festungs-)Bau so wohl für sich gehet. Wir werden allhier zu Kalkar ihnen nichts nachgeben . . .“ Vielleicht erwartete der Kurfürst unter van Kampens Zeichnungen die Idee zu einem für Berlin schon damals erwünschten Zeughaus zu finden. Jedenfalls verdient die Thatsache, dass er zur Zeit seines Berliner Festungsbaues für irgend eine wichtige architektonische Aufgabe über die Köpfe seiner eigenen Baumeister hinweg seinen Blick ins Ausland richtete, die gebührende Beachtung.

*) Neuer Thiergarten zu Kleve.

**) Harlemlas (Haarlem 1648).

***) Es ist also möglich, dass ein künstlerischer Nachlass van Kampens vorhanden war. Wo aber befindet er sich?

Was aber den Festungsbau in Kalkar betrifft, so lag er in den Händen eines gewissen Hendrik Ruse, von dessen Qualität uns die kurze Notiz Nicolai's*) nur einen mangelhaften Begriff giebt. Moritz hatte diesen bedeutenden holländischen Ingenieur und späteren dänischen Generalmajor**) im Winter 1658, als er Amsterdam passirte, gleich mit sich genommen, zur schleunigen Ausarbeitung der Befestigungspläne von Kalkar und Lippstadt. Diese Pläne lagen jenem oben citirten Bericht vom 14. Mai 1659 bei, damit sich der Kurfürst von dem Umfange der Arbeiten überzeugen sollte. Hierauf antwortete Letzterer dem Statthalter am 16./26. Juli aus dem Kriegslager bei Mittelfahrt eigenhändig, indem er u. A. bemerkt: „Den Abriss von Lippstadt belangend, werde ich bei nächster Post, geliebt's 'Gott, solchen wiederschicken nebenst einigen Bedenken, darüber ich des Herrn Rüssen sentiment gern haben wollte“. Von einem förmlichen Uebertritt Ruses in den Dienst des Kurfürsten ist aber erst im August 1659 die Rede. Moritz schreibt (1. August), Jener verlange 1000 Thaler festes Jahrgehalt und Aussicht auf den Posten eines brandenburgischen Generalquartiermeisters. Sein Gönner befürwortet diese Forderung, weil „solch eine capable Person in diesen Zeiten rar“ ist. Und Friedrich Wilhelm acceptirt Alles***) unter der Bedingung, dass sich Ruse sofort nach Berlin begeben.

Noch ein Beispiel für die Art, wie Moritz seinem kurfürstlichen Herrn technisches oder künstlerisches Personal empfiehlt, habe ich anzuführen. Er hatte einen talentirten jungen Edelmann, Namens Donep, Sohn eines Landdrosten, kennen gelernt und beschäftigt. Ueber diesen schreibt er in einem Bericht vom 16. Februar 1678†): „Dieser Donep wär ein gewünschtes Subject bei Ew. Durchlaucht junge Prinzen, um mit Lust Alles zu lehren, der erfahren und gottesfürchtig dabei ist . . . Diese (beifolgenden) Schildereien und Zeichnungen hat er so aus der Faust in meiner Gegenwart gemacht, allein um seine „Handelung“ (d. h. wohl Behendigkeit) zu zeigen“. Hinsichtlich dieses Donep vermag ich allerdings nicht nachzuweisen, dass er nach Berlin

*) a. a. O. S. 61. „H. Ruse ward 1658 kurfürstl. Ingenieur und arbeitete mit an der Befestigung von Berlin, unter Memmhard.“

**) Urkunden und Aktenstücke etc.

***) Sein Schreiben dat.: Gottorp, den 31. August 1659.

†) Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

berufen wurde. Im Uebrigen willfahrte der Kurfürst, so oft als nur angänglich den Vorschlägen und Gesuchen seines Statthalters, dessen vielseitige Verdienste er hochschätzte und den er besonders in baukünstlerischen und verwandten Dingen als eine Autorität verehrte. Trotz des Jahrzehnte langen eifrigen Verkehrs schenkte sich übrigens Moritz in seinen Briefen niemals die vorgeschriebene Titulatur seines kurfürstlichen Herrn oder die Ausdrücke „unterthänigst“ und „gehorsamst“, während der Letztere in seinen Reskripten stets bei der Anrede „Ew. Liebden“ verblieb und sich nur bei Handschreiben gelegentlich der Ueberschrift *Monsieur mon cousin bediente**).

Nun aber zurück zu unserer obigen Hypothese. Was wir von Moritz behaupteten, glauben wir durch unsere Betrachtungen bewiesen zu haben. Es lässt sich geradezu von einer Kulturmission sprechen, die der „Brasilianer“ gegenüber Brandenburg erfüllt hat. Er mag als Diplomat auf seinem schwierigen Posten am Niederrhein nicht zweifelsohne gewesen sein; aber nicht Unfähigkeit darf man es nennen, wenn sich seine Handlungen nicht immer mit den Interessen eines einseitigen politischen Bekenntnisses vertrugen, sondern Folge seiner Lebensauffassung, seiner Humanität. Milde zu regieren und auf dem Wege der Verständigung den unvermeidlichen Gegensätzen die feindselige Spitze zu nehmen, das war schon sein Grundsatz in Brasilien gewesen. Und die Wohlthat seiner ungewöhnlichen Toleranz erfuhren nicht bloß die katholischen Unterthanen. Charakteristisch für den seltenen Mann ist auch die ablehnende Antwort, die er einst auf ein Gesuch der clevischen Stände ertheilte, als diese von ihm ein obrigkeitliches Verbot des Wuchers der Juden verlangten. Man solle jenen, so schlug der Fürst vor, doch erst mindestens die Rechte einräumen, welche die fremden christlichen Lombarden in Holland genossen.

Alles bei ihm gipfelte in dem Wunsch nach veredeltem, behaglichem Lebensgenuss; das war der Angelpunkt seines Fühlens, Denkens und Handelns. Keinem Feldherrn des 17. Jahrhunderts war darum der Krieg so wenig Endzweck als ihm. Und dennoch strebte er mit allem Eifer nach dem höchsten militärischen Range. Seine in Kriegszeiten an den Kurfürsten

*) Urkunden und Aktenstücke.

gerichteten Briefe aber tragen häufig am Schluss den Stempel unverhüllter Friedenssehnsucht.

Und im Frieden verschwendete er ohne Unterlass die reichen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, zur Verschönerung seines irdischen Besitzes, zur Schöpfung von Werken, an der sich Mit- und Nachwelt in demselben Maasse erfreuen sollten. Er war, ungeachtet seines unanfechtbaren Christenthums, Epikuräer durch und durch und also auch, wie sein grosser Pathe und Namensvetter Moritz von Oranien als Stratege, in seiner Art eine nachgeborene antike Erscheinung.

